

# Vielvölkerstadt

Johannes Beutler, Frankfurt am Main

Zu meinen Lieblingsbüchern gehört ein kleiner Bildband, den ich mir einmal aus Jerusalem mitgebracht habe: „Kinder aus aller Welt malen Jerusalem“. Die Stadt hatte zum zehnten Jahrestag der Wiedervereinigung des Ost- und Westsektors ein Preisausschreiben mit dem Thema „Jerusalem“ veranstaltet. Gut hundert, ausgewählt aus Tausenden von eingegangenen Bildern, wurden zugänglich gemacht. Kinder wissen nichts vom Mächtespiel der Großen und der Kleinen. Sie haben wohl von Krieg und Spannungen gehört, geben aber ihren Vorstellungen ganz naiv Ausdruck. Gerade diese Naivität spricht unmittelbar an und verleiht diesen Bildern einen ganz eigentümlichen Reiz.

Es machte dabei nicht allzu viel aus, ob ein Junge oder ein Mädchen selber christlich oder jüdisch war (islamische Arbeiten scheint es nicht gegeben zu haben). Sie alle, ob sieben- oder vierzehnjährig, malten die Stadt so, wie sie ihren Träumen und Vorstellungen entsprach. Da ducken sich Häuser über Häuser, da schließt eine große Mauer die ganze Häuservielfalt zusammen und verleiht ihr Schutz. Vor der Mauer, vor dem Tor sieht man Männer und Frauen in unterschiedlichster Kleidung miteinander reden oder tanzen. In der Mitte steht – selbst für jüdische Kinder – oft die große Moschee, der islamische Felsendom mit seiner goldenen Kuppel. Kirchen überragen die Dächer, daneben Minarets. Eins wird daraus deutlich: die Kinder meinen, daß Religionen Menschen nicht trennen, sondern eher miteinander verbinden sollten; daß Unterschiede bleiben können und doch mit Eintracht verbunden sein können. Zwei Kinder gaben der ganzen Stadt und ihrer Mauer die Form eines Herzens: was nicht nur das Kind mit der gemalten Stadt, sondern auch die dort dargestellten Menschen miteinander verbindet, ist die Liebe. Das ist die schlichte Botschaft.

Dabei sieht jedes Kind die Stadt so, wie es sonst die Welt wahrnimmt: Ein japanisches Mädchen läßt die Stadt gerahmt von Kirschblüten erscheinen, ein Österreicher versetzt sie ins Gebirge. Schwedische Kinder fangen die Weite ihrer Landschaft ein.

Mich hat diese Bildersammlung immer sehr berührt, weil sich in ihr eine Hoffnung ausdrückt, wie eine Stadt eigentlich sein könnte und wie sie im Grunde sein sollte. Sicher wissen die Kinder von den Kriegen, die gerade diese Stadt immer wieder und bis in die Gegenwart überzogen haben. Sicher hören sie auch von Akten der Gewalt und von Spannun-

gen zwischen den verschiedenen ethnischen und religiösen Gruppen in Jerusalem. Aber sie haben die Vision der Stadt, in der man einträglich miteinander lebt, und gerade diese Sicht haben sie in ihren Bildern eingefangen.

Mein Jerusalemer Bilderbuch kam mir in den Sinn, als ich kürzlich daran ging, in einer deutschen Großstadt eine Meditation zum Thema „Vielvölkerstadt“ vorzubereiten. In manchen Städten der Bundesrepublik gibt es einen Ausländeranteil von fast einem Viertel der Stadtbevölkerung. Es herrscht ein buntes Gemisch von Völkern, Sprachen, Religionen und Kulturen. Da sind die Einwanderer aus dem südeuropäischen Raum, die hier Arbeit gesucht und gefunden haben und deren Kinder heute eher Deutsch als die Sprache ihrer Eltern sprechen. Da sind Um- und Aussiedler aus dem osteuropäischen Raum, die bei uns heimisch werden möchten. Da sind arbeits- und schutzsuchende Menschen aus dem südlichen und östlichen Mittelmeerraum bei uns, Vertriebene aus Sri Lanka und Vietnam, aus Chile und Eritrea, Christen der verschiedensten Konfessionen und Muslime, Hindus und Buddhisten, Angehörige afrikanischer und südamerikanischer Kulte, Flüchtlinge vor rechten und linken Diktaturen.

Wir wissen alle nur zu gut, daß das Neben- und Miteinander eines solchen Völkergemisches nicht reibungslos vor sich geht. Gerade wir Deutschen neigen zu tief sitzenden Vorurteilen gegenüber Fremdem und Andersartigem. Die Zeit, in der wir das Fremde ausgegrenzt, ja ausgerottet haben, liegt kaum zwei Generationen zurück. Nur noch stumme Tafeln erinnern etwa im Frankfurter Ostend an die dort untergegangenen Synagogen.

Vielleicht ist das respekt- und liebevolle Miteinander von Deutschen und Ausländern auch heute noch das größte Problem im Miteinander von Völkern und Kulturen in unseren Städten. Nicht jeder wohnt in einem Wohnviertel mit genügend Grün und Platz für seine Kinder. Nicht jeder hat in gleicher Weise Zugang zu Bildung. Nicht jeder oder jede hat die Sicherheit, in der gewählten Stadt bleiben zu können, unbesorgt um Arbeitsplatz und Aufenthaltsgenehmigung. Nicht jeder oder jede kann am politischen Geschehen, und sei es auch nur auf kommunaler Ebene, teilnehmen, selbst wenn er oder sie schon seit Jahrzehnten in der Stadt wohnt, arbeitet und Steuern zahlt und die eigenen Kinder hier großgeworden sind.

An dieser Stelle kommt mir eine andere Vision in den Sinn, die uns vielleicht helfen kann, Schritte auf eine versöhnte und geschwisterliche „Vielvölkerstadt“ hin zu finden. Ich denke an den Bericht, den Lukas uns vom ersten Pfingstfest gibt. Er steht in der Apostelgeschichte.

Als der Pfingsttag gekommen war, befanden sich alle am gleichen Ort. Da kam plötzlich vom Himmel her ein Brausen, wie wenn ein heftiger Sturm daherfährt, und erfüllte das ganze Haus, in dem sie waren. Und es erschienen ihnen Zungen, wie von Feuer, die sich verteilten; auf jeden von ihnen ließ sich eine nieder. Alle wurden mit dem heiligen Geist erfüllt und begannen, in fremden Sprachen zu reden, wie es der Geist ihnen eingab. In Jerusalem aber wohnten Juden, fromme Männer aus allen Völkern unter dem Himmel. Als sich das Getöse erhob, strömte die Menge zusammen und war ganz bestürzt; denn ein jeder hörte sie in seiner Sprache reden. Sie gerieten außer sich vor Staunen und sagten: Sind das nicht alles Galiläer, die hier reden? Wieso kann sie jeder von uns in seiner Muttersprache hören: Parther, Meder und Elamiter, Bewohner von Mesopotamien, Jüdäa und Kappadozien, von Pontus und der Provinz Asien, von Phrygien und Pamphylien, von Ägypten und dem Gebiet Libyens nach Zyrene hin, auch die Römer, die sich hier aufhalten, Juden und Proselyten, Kreter und Araber: wir hören sie in unseren Sprachen Gottes große Taten verkünden. Alle gerieten außer sich und waren ratlos.

(Apg 2,1-12a)

Hier haben wir eine Stadt vor uns, in der man einander versteht. Es sprechen nicht alle dieselbe Sprache, vielmehr versteht jeder den anderen in seiner eigenen Sprache. Es ist Gottes Geist, der dies bewirkt. Ein anderer Text kommt hier in den Sinn, in dem davon die Rede ist, daß Gott die Sprache der Menschen verwirrt, so daß sie einander nicht mehr verstehen können: sie hatten eine Stadt und einen Turm in den Himmel bauen wollen, um sich einen Namen zu machen – nicht, um Gott zu preisen. Ihr Werk scheiterte, und ihre Stadt verödete. Sie zerstreuten sich in alle Völker. Die ursprüngliche Einheit der Menschheit war dahin (Gen 11,1-9).

An Pfingsten nun schenkt Gott eine neue Einheit wieder. Niemand braucht seine Eigenart aufzugeben. Jeder wird in seiner Muttersprache angesprochen. Die Einheit, die Gott hier schenkt, bleibt eine Einheit in Vielfalt.

Die ganze Fülle der damaligen Völkerwelt ist dabei einbezogen: Ein großer Bogen spannt sich von Ost bis West über den Süden und die Küste Afrikas. Drei Kontinente – alle damals bekannten – finden hier zusammen: Asien, Afrika und Europa. Viele hatten zum jüdischen Glauben gefunden, doch werden es bald auch ehemalige Heiden sein, die in die neue Gemeinschaft aufgenommen werden.

Damit es wirklich zu einem Miteinander kommt, müssen alle den Aufruf des Petrus zur Umkehr hören. Gemeinschaft fällt nicht einfach hin vom Himmel, sondern verlangt vom Menschen die Bereitschaft, sich von mitgebrachten Vorurteilen und Verhaltensweisen zu lösen.

Das neue Miteinander bekommt dann ganz konkrete Züge. Lukas schildert sie uns am Ende des Pfingstkapitels und in weiteren Texten aus dem Beginn der Apostelgeschichte. Da werden geistige und kulturelle Güter geteilt. Es heißt: „Die Gemeinde der Gläubigen war ein Herz und eine Seele“ (4,32). Eine solche geistige Gütergemeinschaft ist stets die Voraussetzung für das Teilen auch im materiellen Bereich. So heißt es dann weiter: „Keiner nannte etwas von dem, was er hatte, sein Eigentum, sondern sie hatten alles gemeinsam.“ Wer ein Grundstück besaß, wie Barnabas, verkaufte es und stellte den Erlös den Aposteln für die Armen der Gemeinde zur Verfügung (4,34–37). So brauchte keiner Not zu leiden.

Gemeinsam wendet sich die Gemeinde auch den Kranken und Notleidenden in der Stadt zu. Petrus und Johannes sehen den Gelähmten am Schönen Tor des Tempels sitzen. Sie geben ihm kein Almosen, zumal sie kein Gold und Silber haben, sondern sie helfen ihm bleibend wieder auf die Füße: „Im Namen Jesu Christi, des Nazaräers, steh auf und geh umher!“ (3,6) So springt er auf und geht umher.

Ganz gewiß ist es ein Idealbild, das uns Lukas hier von der ersten Gemeinde in Jerusalem zeichnet. Aber er verschweigt uns nicht, daß es auch Konflikte gab. Fast vom ersten Augenblick an gibt es Christen verschiedener Sprache in der Urgemeinde: solche, die aus Palästina stammen und Aramäisch sprechen, und solche, die aus dem griechischsprechenden Ausland kommen. Sie haben unterschiedliche Sozialordnungen, und bald fühlen sich die letzteren gegenüber den ersteren benachteiligt. Das Problem wird nicht verschwiegen. Vielmehr wird eine gemeinsame Lösung gesucht, so daß die Witwen der in Jerusalem lebenden Ausländer nicht die Leidtragenden sind. Ihre Gruppierung erhält eine eigene Leitung, und so kommt es zur Berufung der ersten christlichen „Diakone“ (Apg 6,1–7).

Hier schließt sich der Kreis. Manches ist an dem Text aus der Apostelgeschichte anders als an den Visionen der Kinder von der „Vielvölkerstadt“ Jerusalem, aber manches berührt sich auch. Ganz gewiß denkt Lukas an eine neue Einheit der Völker in der „neuen Stadt“, die durch den Glauben an Jesus zustande kommt. Es ist nicht einfach ein humanistisches Ideal, das er verkündet, oder eine Synthese unterschiedlichster Religionen! Gott schenkt, vermittelt durch Israel, eine neue Einheit der Völker im Glauben an Jesus Christus und im Anschluß an die christliche Gemeinde.

Was die Kirche lebt, kann und soll aber verdeutlichen, wie menschliches Zusammenleben in der „polis“, in der Stadt, im „politischen“ Raum, überhaupt möglich ist. Menschlich und dem Willen Gottes ent-

sprechend lebt man dort zusammen, wo man aufeinander hört, auch wenn die Sprache des oder der andern zunächst fremd klingt. Menschlich lebt man dort miteinander, wo man bereit ist, sich im Herzen betreffen zu lassen und zu fragen: „Brüder/Schwestern, was sollen wir tun?“ Menschlich lebt man dort miteinander, wo man bereit ist, seine kulturellen Güter zu teilen, andere durch die seinen zu bereichern, und sich von denen des anderen bereichern zu lassen, und wo man überdies auch das Brot und den Lebensunterhalt mit dem andern zu teilen bereit ist.

Menschliche Gemeinschaft entsteht dort, wo Konflikte gesehen und zugegeben werden und wo man sich gemeinsam bemüht, Lösungen zu finden, die dem anderen genügend eigenen Entscheidungsspielraum lassen. Sie ist dort zu finden, wo Lösungen auf jeden Fall nicht auf dem Rücken der Ärmsten, der Witwen und Waisen, ausgetragen werden, sondern wo die Zuwendung zu ihnen gerade Menschen unterschiedlicher Herkunft zusammenführt. Ist und bleibt das ein Kindertraum?

## Friede nicht von dieser Welt?

Zum Friedensbegriff des Johannesevangeliums

Johannes Beutler, Frankfurt am Main

Fragt man nach dem Beitrag der Evangelien zu einer „Theologie des Friedens“, so wird man spontan zunächst an die Behandlung dieses Themas in den synoptischen Evangelien denken. Nach wie vor stehen hier Jesu Worte in der Bergpredigt über Gewaltverzicht und Feindesliebe (Mt 5,38–48 par. Lk 6,27–36) im Mittelpunkt des Interesses. Die wenigen Stellen, an denen im Johannesevangelium vom „Frieden“ die Rede ist (14,27; 16,33; 20,19.21.26), scheinen demgegenüber wenig ins Gewicht zu fallen. Sie werden in den Auseinandersetzungen um den Beitrag des NT zum Friedenthema für gewöhnlich auch deswegen nicht oder kaum herangezogen, weil der „Friede“ im Johannesevangelium zu meist als eine dem einzelnen verliehene, innerliche Gabe Jesu an den Gläubigen aufgefaßt wird.

Die Auffassung vom „Frieden“, den Jesus den Seinen nach dem Johannesevangelium verheißt und verleiht, als innerem „Seelenfrieden“,